



Rolf Haubl / Frank Dammasch /
Heinz Krebs (Hg.)

Riskante Kindheit

Psychoanalyse und Bildungsprozesse

Vandenhoeck & Ruprecht



SCHRIFTEN DES SIGMUND-FREUD-INSTITUTS

Herausgegeben von
Marianne Leuzinger-Bohleber und Rolf Haubl

REIHE 3
Psychoanalytische Sozialpsychologie

Herausgegeben von
Rolf Haubl und Hans-Joachim Busch

BAND 4
Rolf Haubl / Frank Dammasch / Heinz Krebs (Hg.)
Riskante Kindheit
Psychoanalyse und Bildungsprozesse

Rolf Haubl / Frank Dammasch / Heinz Krebs, Riskante Kindheit

Rolf Haubl / Frank Dammasch
Heinz Krebs (Hg.)

Riskante Kindheit

Psychoanalyse und Bildungsprozesse

Mit 5 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-45414-5

Umschlagabbildung: *Auf Reisen ...* © Alfons Gellweiler

© 2009, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen.

Internet: www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke.

Printed in Germany.

Redaktion: Panja Schweder, Frankfurt/Main

Satz: Process Media Consult, GmbH

Druck & Bindung: ☺ Hubert & Co, Göttingen

Inhalt

Rolf Haubl, Frank Dammasch, Heinz Krebs Zur Einführung	7
---	---

Familienleben

Rose Ahlheim Elternschaft – Entwicklungsprozess und Konfliktpotential ...	15
--	----

Hans-Geert Metzger Der Vater und die frühe Kindheit	36
--	----

Frank Dammasch Der Junge ohne väterliche Struktur	49
--	----

Heribert Blaß Die Bedeutung des früh entwickelten oder nachträglich erworbenen Bildes vom Vater für erwachsene Liebesbeziehungen	67
---	----

Kinder mit Aufmerksamkeitshyperaktivitätsstörung

Marianne Leuzinger-Bohleber, Tamara Fischmann, Judith Lebiger-Vogel »Weißt du, manchmal möchte ich nicht mehr leben ...«. Frühprävention als Stärkung der Resilienz gefährdeter Kinder? Ergebnisse aus der Frankfurter Präventionsstudie ...	87
--	----

Rolf Haubl und Katharina Liebsch »Wenn man teuflisch und wild ist«. Funktion und Bedeutung von Ritalin in der Sicht von Kindern	129
---	-----

Bildung als Beziehungsarbeit

Jürgen Körner
 Psychoanalyse und Bildung 167

Annelinde Eggert-Schmid Noerr
 Psychoanalytische Pädagogik und Bildung. Anmerkungen zu
 Jürgen Körner: Psychoanalyse und Bildung 181

Joachim Bauer
 Spiegelung: Der Kern der pädagogischen Beziehung 196

Heinz Krebs
 Methodische Aspekte professionellen Handelns in Pädagogik
 und Sozialer Arbeit 204

Traumatische Persönlichkeitsbildung

Marianne Rauwald
 Trauma und Persönlichkeitsbildung 223

Joachim Heilmann
 »Ich muss bei meinem Amsel-Patienten bleiben ...« 240

Christoph Kleemann
 Wie der »Terrorist« zum Schulkind wurde 252

Ursula Pforr
 Trauma und Persönlichkeitsbildung bei Menschen mit einer
 geistigen Behinderung 269

Die Autorinnen und Autoren 282

Rolf Haubl, Frank Dammasch, Heinz Krebs

Zur Einführung

Wenn heute über das Leben von Kindern im 21. Jahrhundert nachgedacht wird, geschieht dies auf dem Hintergrund von »Kindheit« als eines besonderen Lebensabschnitts, den die bürgerliche Gesellschaft zu ihren historischen Errungenschaften zählt. Besonders wird dieser Lebensabschnitt vor allem dadurch, dass die Generation der Erwachsenen ihrem Nachwuchs einen zeitlich begrenzten Raum zur Verfügung stellt, der von dem gesellschaftlich herrschenden Handlungsdruck befreit ist, unter dem sie selbst stehen. Dieser Schutz- und Schonraum soll der allmählichen, das Entwicklungstempo von Heranwachsenden achtenden Vorbereitung auf ein sozial integriertes Leben dienen.

Kindern ausreichend Zeit zu lassen, um zu einer »Persönlichkeit« zu »reifen«, geschieht freilich nie uneigennützig, sondern immer schon in der Erwartung, dass sie in dieser Zeit die bürgerlichen Werte verinnerlichen, so dass die bürgerliche Gesellschaft ohne großen Aufwand an sozialer Kontrolle auskommt. An diese Nutzenerwartung zu erinnern, ist geboten, weil der Blick zurück in die Geschichte kindlicher Lebensformen gerne »Kindheit« zu einer Zeit unbeschwerten Spiels verklärt. Zwar bringt die bürgerliche Gesellschaft tatsächlich Spiel und Arbeit in einen scharfen Gegensatz, aber letztlich doch nur, weil sie in der spielerischen Entfaltung von Neigungen und Talenten der Kinder die Erzeugung eines Überschusses an sozioökonomisch verwertbaren Dispositionen erkennt.

So gesehen, gibt es keinen Grund, »Kindheit« und mit ihr die bürgerliche Familie, die den Schutz- und Schonraum gewährleisten soll, zu idealisieren. Gleiches gilt für den Kindergarten, die Schule sowie alle anderen sozialen und pädagogischen Institutionen, die mit

der Wandlung der bürgerlichen Gesellschaft zu einer demokratischen und industriellen Massengesellschaft die familiären Bildungsprozesse flankieren. Auch sie bieten in der Realität nur bedingt Frei-Räume. Vor allem die Schule, die den Übergang von der »Kindheit« zur »Jugend« zu gestalten hat, soll ein Arbeiten lehren, das alles Spielerische hinter sich lässt.

Der moderne Zwang zur permanenten Selbstoptimierung, der von den nachindustriellen Arbeitsprozessen und der rasanten technologischen Entwicklung neuerdings sowohl auf die frühkindliche als auch auf die schulische Bildung hinüberschwappt, setzt Erzieher, Lehrer und Kinder gleichermaßen unter Erfolgsdruck und verkleinert die Spielräume selbstbestimmter Entfaltung zusätzlich.

Trotz solcher Ernüchterung ist aber letztlich nicht zu bestreiten, dass die bürgerliche Gesellschaft historisch den Kindern und Jugendlichen einen bis dato nicht gekannten Eigen-Wert zumisst. Sie werden als unverwechselbar erlebt und verdienen es deshalb, in ihrer Individualität anerkannt zu werden, wobei die primäre Form dieser Anerkennung elterliche Liebe sein soll. Diese Emotionalisierung der Eltern-Kind-Beziehung ist historisch eine späte Errungenschaft; sie geht weit über die Bindungen zwischen den Generationen hinaus auf die vormoderne Gesellschaften abstellen.

Kindheits- und Jugendforscher sind sich weitgehend einig, dass der skizzierte Schutz- und Schonraum heutzutage bedroht ist, und dies nicht nur in sozioökonomisch und soziokulturell unterprivilegierten Familien, auch wenn dort, wie es ebenfalls vielfach in Familien mit Migrationshintergrund der Fall ist, die Not am größten ist. »Kindheit« verschwindet auf breiter Front, indem sich die Lebenswelt von Kindern immer mehr der Lebenswelt von Erwachsenen angleicht.

- Kinder erleben Eltern, die in ihrem Erziehungsauftrag verunsichert sind, weil es ihnen schwerfällt, ihrem Nachwuchs stimmig eine Welt zu erklären, die zunehmend unübersichtlicher wird, und sie wissen, dass ein Rückgriff auf die Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit in Anbetracht eines beschleunigten Gesellschaftswandels nicht weit trägt.
- Kinder erleben Eltern, die auf der einen Seite den Anspruch haben, sie an allen relevanten Entscheidungen in der Familie zu beteiligen, auf der anderen Seite mit ständigen Aushandlungsprozessen überfordert sind und bisweilen ihr Plädoyer für mehr Selbstän-

digkeit der Kinder als Ausrede gebrauchen, sie nicht hinreichend zu unterstützen.

- Kinder wachsen vielfach ohne Geschwister auf, wodurch jedes einzelne von ihnen in den Mittelpunkt elterlicher Aufmerksamkeit rückt und auch alles daran setzt, sich diese Aufmerksamkeit unbedingt zu sichern.
- Kinder erleben Eltern, die Schuldgefühle haben, weil sie sich mehr um ihre beruflichen Karrieren als um sie kümmern, was sie dazu einlädt, ihnen Schuldgefühle zu machen, um sich Aushandlungen zu entziehen.
- Kinder erleben beruflich engagierte Eltern, die sich schuldig fühlen und sich kompensatorisch den notwendigen konflikthaften Aushandlungsprozessen entziehen und übermäßig gewährendes Nicht-Erziehungs-Verhalten zeigen.
- Kinder erleben Eltern, die Freizeit mit Zeit für Konsum gleichsetzen und ihre Lebensqualität nach der Menge ihrer Konsumchancen bemessen, weshalb auch sie um demonstrativen Konsum wetteifern.
- Kinder wachsen unter dem Einfluss von Massenmedien (TV und Internet) auf, die ihnen eine Unmenge von Informationen, aber keine Relevanzkriterien bieten, so dass sie zwar alles wissen können, was auch Erwachsene wissen, ohne aber in der Lage zu sein, es angemessen zu beurteilen, so dass ihre eigenen Erfahrungen mit ihrer Nah-Welt dadurch ständig relativiert werden.
- Kinder erleben Eltern, die vorübergehend, wenn nicht dauerhaft arbeitslos sind und darunter leiden, weil gesellschaftliche Anerkennung an beruflichen Erfolg gebunden ist.
- Kinder erleben, wie sich die Hoffnungen ihrer Eltern auf sozialen Aufstieg oder zumindest Statuswahrung in die Angst vor sozialem Abstieg verwandelt.
- Kinder stehen zunehmend unter dem Druck einer leistungsorientierten Früherziehung. Spätestens vom Grundschulalter an erleben sie einen scharfen Wettbewerb um knappe Bildungszertifikate, in dem die Leistungsschwachen ohne nachhaltige Förderung ausgesondert werden. Sich diesem Wettbewerb zu entziehen, erscheint nur unter Verzicht auf Lebenschancen möglich.
- Kinder erleben Eltern, die eher ihre kognitiven als ihre emotionalen und sozialen Anlagen fördern.

- Individuelle Lernprozesse von Kindern finden immer früher nach Maßgabe von kollektiv standardisierten Arbeitsprozessen statt, in denen ergebnisorientierte Belohnungen an die Stelle spielerischer Weltentdeckung tritt.

Diese Liste ließe sich leicht verlängern. Sie porträtiert Kindheit und Jugend im 21. Jahrhundert sicher düsterer als sie tatsächlich gelebt wird, weil kein reales Kind allen Entwicklungstrends zugleich ausgesetzt ist. Was sie illustrieren soll, sind Lebensbedingungen, die zentral durch riskante Chancen oder chancenreiche Risiken von Kindern und Jugendlichen gekennzeichnet sind. Keine Frage, dass sie gesellschaftlich Chancen für einen individualisierten Lebensentwurf haben wie nie zuvor. Keine Frage aber auch, dass es hohe Kosten hat, sie zu ergreifen, in vielen Fällen zu hohe.

Dafür spricht der enorme Anstieg der gesundheitlichen, körperlichen und psychischen Belastungen von Kindern und Jugendlichen: Keine Generation vorher erscheint derart beeinträchtigt. Von zunehmenden Allergien bis zu zunehmenden Angststörungen und Depressionen reicht die alarmierende Bestandsaufnahme heutiger »Kinderkrankheiten«. Es ist sicher berechtigt, die epidemiologisch festgestellten Steigerungsraten nicht als bloßen Sensibilisierungseffekt abzutun, sondern sie als einen validen Indikator dafür zu betrachten, dass die gesellschaftlichen Anpassungsleistungen, die heutigen Kindern und Jugendlichen abverlangt werden, mehr als bloße Herausforderungen sind – nämlich wirkliche Überforderungen. Wenn Kinder und Jugendliche – Jungen mehr als Mädchen – auf diese Situation mit einer Steigerung ihrer Gewaltbereitschaft oder einem selbstdestruktiven Gebrauch legaler und illegaler Drogen reagieren, dann zeigt sich darin primär kein moralisierbarer Sittenverfall, sondern vor allem der letztlich ohnmächtige Versuch, sich gegen diese Überforderung zu wehren.

Aufgrund ihrer hohen Belastungen sind Kinder und Jugendliche im 21. Jahrhundert auch von Experten umgeben, die sich arbeitsteilig bemühen, ihnen und ihren Eltern beizustehen, die Risikofaktoren der modernen Lebensbedingungen für ihr gedeihliches Heranwachsen zu verringern, kurativ, besser noch aber präventiv. So geraten Kinder und Jugendliche heute mehr als jemals zuvor in den Einflussbereich pro-

fessionellen Handelns: von männlichen und weiblichen Erziehern, Lehrern, Sozialarbeitern, Therapeuten. Wenn es schlecht läuft, treten Eltern ihre erzieherische Verantwortung an diese Experten ab. Läuft es gut, teilen sie sich die Verantwortung, mit dem Ziel, sich in ihrer Funktion als Hilfs-Ich nach und nach zurückzunehmen. So gesehen, behält der moderne Grundsatz, so viel Fürsorge wie nötig bei so viel Selbstbestimmung wie möglich, auch zukünftig seine Gültigkeit. Damit es zu einer geteilten Verantwortungsübernahme kommt, bedarf es geklärter Zuständigkeiten und einer kooperativen Haltung, die das Kindeswohl über professionellen Ehrgeiz stellt.

Die Beiträge, die in diesem Buch versammelt sind, lassen sich auf dem hier skizzierten Hintergrund als multiprofessionelle Momentaufnahmen aus einer Erwachsenenwelt und deren Institutionen lesen, die, soll Kinderfreundlichkeit mehr als ein Lippenbekenntnis sein, immer auch ihre eigenen Selbstverständlichkeiten in Frage stellen muss.

Rolf Haubl / Frank Dammasch / Heinz Krebs, Riskante Kindheit

Familienleben

Rolf Haubl / Frank Dammasch / Heinz Krebs, Riskante Kindheit

Rose Ahlheim

Elternschaft – Entwicklungsprozess und Konfliktpotential

»Mutterschaftskonstellation« oder »emotionale Symbiose«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Kind mich liebt«, sagt Frau C. resigniert. »Cindy – warum sollte sie? Sie hat doch gar keinen Grund dazu!«

Cindy, 14 Monate alt, lehnt an Mutters Knie und schaut ihr aufmerksam ins Gesicht. Dann lacht sie sie an, ihr Blick wird im nächsten Moment wieder ernst, als nicht gleich ein Lächeln zurückkommt. Sie streckt der Mutter die Arme entgegen und gibt damit zu verstehen, dass sie hochgenommen werden möchte. Die Mutter reagiert sofort, zieht sie mit liebevoller Geste auf ihren Schoß, bringt sie in eine liegende Position, so als wolle sie das Kind stillen. Cindy wird sehr bald unruhig, gibt unwillige Laute von sich, windet sich und zeigt zum Fenster. Anscheinend wünscht sie sich, die Mutter möge sie auf dem Arm halten zum gemeinsamen Hinausschauen. »Da, da!«, sagt Cindy. Frau C. lässt sie wieder auf den Boden gleiten, und Cindy beginnt die herumliegenden Spielsachen von sich zu werfen – »Das tut sie am liebsten«, sagt die Mutter, »den ganzen Tag wirft sie Sachen weg.«

Frau C. plagt sich mit schweren Zweifeln und Selbstvorwürfen, sie glaubt, ihrem Kind eine schlechte Mutter gewesen zu sein. Sie hat unter einer schweren postpartalen Depression gelitten und konnte, wie sie erzählt, »überhaupt keine Beziehung« zu ihrem Baby spüren. Nur in den Momenten des Stillens habe sie sich ihm verbunden gefühlt und die kleine Cindy deswegen so oft und so lange wie möglich an die Brust gelegt. Sobald sie ihr aber zusätzlich feste Nahrung angeboten habe, habe Cindy die Brust nicht mehr gewollt. Die Mutter wird die quälende Überzeugung nicht los, dass Cindy ihr gegenüber eine ebensolche Gleichgültigkeit und Leere fühlt, wie sie selbst sie aus

ihrer schlimmsten Zeit der Depression kennt. Sie glaubt, dass Cindy das »wenige« Gute, das sie ihr geben konnte, auch noch zurückgewiesen hat, weil es zu wenig und nicht gut genug gewesen sei. In ihrem Unglück kann Frau C. sich nicht vorstellen, wie wichtig und einzig sie für ihr Kind ist, wie sehr Cindy sich auch ihre Begleitung wünscht, wenn sie die Welt für sich entdecken will.

Für diese Mutter hat sich das, was Daniel Stern (1998) die »Mutterchaftskonstellation« nennt, in unglücklicher und unguter Weise hergestellt – die erste, früheste und entscheidende Phase von »Elternschaft«, wie sie bereits Therese Benedek vor fast 50 Jahren beschrieben hat. Benedeks Aufsatz »Elternschaft als Entwicklungsphase« (1960), der viele später aktuell gewordene Diskussionspunkte vorwegnahm, ist mit seiner differenzierten Darstellung der gegenseitigen Projektionen, Introjektionen und Identifikationen zwischen Mutter und Kind einerseits, der inneren Auseinandersetzung der jungen Eltern mit den Mutterrepräsentanzen und verinnerlichten Konflikten aus der eigenen Kindheit andererseits immer noch lesenswert.

Benedek sieht die Veränderungsprozesse in der Mutter, die mit Schwangerschaft, Geburt und Versorgung des Neugeborenen einhergehen, aus zwei dynamischen Quellen in Gang gesetzt und bestimmt: Zum einen bewirke der hormonell bestimmte, naturwüchsige »Fortpflanzungstrieb« eine Wendung der Frau zur Mütterlichkeit; zum anderen sei die Wiederbelebung von infantilen Erinnerungsspuren – von Körpersensationen, psychophysischen Erlebniszuständen, von Selbstrepräsentanzen und Elternbildern mit allen Begleitemotionen – für die junge Mutter der unbewusste Pfad, der sie zum einführenden Verstehen ihres Kindes wie auch zur Ausbildung ihrer mütterlichen Identität leite. Heute würden wir eine solche Trennung zweier unterschiedlicher Dynamiken nicht so ausdrücklich vornehmen, hat sich doch die Meinung durchgesetzt, dass ein »Fortpflanzungstrieb« gar nicht denkbar ist außerhalb der individualisierten Erlebnisweisen, Handlungs- und Erwartungsmuster. Die körperliche Stimulation durch hormonelle Veränderungen bedarf der zuvor erworbenen inneren Bilder und körperlich eingeschriebenen Erlebnisspuren, um sich im Selbstbild der jungen Mutter niederzuschlagen, in ihrer emotionalen Befindlichkeit, in ihrer Fähigkeit, das Kind zu verstehen und angemessen auf seine Signale zu reagieren.

Die allerfrüheste Zeit wechselseitiger Austauschprozesse beschreibt Benedek als eine »emotionale Symbiose«, in der primäre Prozesse der Introjektion und Identifizierung im Kind die Basis der psychischen Strukturbildung bereiten und in der Mutter alte (vorsprachliche, an Körpererleben gebundene) Erinnerungsspuren wieder aufrufen. Im gelingenden Fall sind es die Empfindungen des Saugens, der Sättigung, Tast-, Geruchs- und kinästhetische Begleitsensationen, die zum globalen Erleben geteilter Befriedigung und Lust führen. Im Kind fügen sie sich im Verlauf der immer ähnlich verlaufenden Interaktionen zur Repräsentanz eines befriedigenden und lustvollen Objekts und – zugleich und noch nicht scharf getrennt – zur Repräsentanz eines befriedigten und lustvollen Selbst zusammen. In der Mutter rufen sie die Sicherheit gebenden Erinnerungen an Genährt- und Gehaltenwerden wach und führen zur Identifikation mit der nährenden und haltenden Mutter der eigenen Kindheit. Gute Mutter – gutes Kind, dieses primäre, auf Introjektionen und Identifizierung gegründete Erleben sichert für beide, Mutter und Kind, eine hinreichend sichere Basis für Vertrauen und für die Fähigkeit, gute Erfahrung als Hoffnung in die Zukunft zu projizieren (Benedek, 1960, S. 38). Im negativen Fall schlagen sich die Erfahrungen von Versagung, von Hunger und Unlust, Schreien und Wut in schmerzvollschlechten Erinnerungsspuren nieder und verdichten sich im Kind zum Bild eines versagenden und wuterregenden Objekts in Verbindung mit einem frustrierten und hasserfüllten Selbst. Die Mutter aber identifiziert sich nach zwei Seiten, einerseits mit ihrem Kind, also auch mit sich selbst als dem Kind, das sie einmal war, aber zugleich mit der eigenen Mutter – wenn nun das Schreien des Kindes nicht zu beruhigen ist und der Mutter das Gefühl vermittelt, sie verstehe ihr Kind nicht, so identifiziert sie sich mit einem unzufriedenen Kind, einem Kind, das keine Zuversicht entwickeln kann und das kein verlässliches Gegenüber findet, und zugleich mit einer frustrierenden Mutter, die ihr Kind nicht verstehen und zufrieden stellen kann. So wird der »ambivalente Kern« in ihrer seelischen Struktur aktiviert, was zu depressiven Manifestationen führen kann, und im Kind ein ambivalenter Kern angelegt (S. 42).

Die intensive Bearbeitung der Beziehung zur eigenen Mutter, die mit dem eigenen Kind wieder in den Lebensmittelpunkt der jungen Frau gerückt ist, kann zu neuen Orientierungen und Lösungen führen

und ist nicht mit regressiven Prozessen zu verwechseln. Dennoch ist der Prozess der Neuidentifizierung und Umorientierung oft schwierig und für Störungen anfällig. Daniel Stern (1998, S. 216 ff.) weist mit Recht darauf hin, dass es nicht allein um die phantasmatischen inneren Bilder der jungen Mutter geht, dass vielmehr junge Frauen, im Prozess der Umstellung auf mütterliche Funktionen, Unterstützung im sozialen Umfeld brauchen. Unter traditionellen Bedingungen bildeten die weiblichen und mütterlichen Lebenszusammenhänge eine »unterstützende Matrix«, die der jungen Mutter Halt, Anerkennung und auch Anleitung sichern konnten. Unter den gegenwärtigen Bedingungen der Kleinfamilie – die geforderte berufliche Mobilität hat oftmals zur Folge, dass die Ursprungsfamilien räumlich weit entfernt wohnen – muss das junge Elternpaar vielfach selbst für die unterstützenden Strukturen sorgen. Wo die Sicherheit gebenden informellen Strukturen ersatzlos weggebrochen sind, ist für die junge Frau auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Mutter und die selektive, auf erwachsene Weise kritische Identifikation mit Mütterlichkeit erschwert.

Wenn wir nun auf das eingangs skizzierte Bild von Cindy und ihrer Mutter zurückblicken, müssen wir feststellen: Frau C. trägt das Bild einer desinteressierten, nicht erreichbaren Mutter in sich. In ihrem Fall war es, wieder auflebende Kindheitskonflikte verstärkend, eine erst kurz zurückliegende traumatische Verlusterfahrung, eine noch unbewältigte Trauer, die ihr den Zugang zu ihren Ressourcen »guter« Mütterlichkeit versperrte – und weder die eigenen Eltern noch die des Kindesvaters standen zur realen äußeren Absicherung und Unterstützung zur Verfügung. Eindrucksvoll ist, wie intensiv die Erwartung, nicht gesehen und nicht gewollt zu sein, auf das Kind projiziert wird. Frau C. glaubt nicht, dass Cindy sie lieben kann, so wie sie sich auch von der eigenen inneren Mutter (so wie sie sie aus der Kindheit erinnert) nicht geliebt fühlt. Insofern hat Cindy für sie den Platz der desinteressierten, ablehnenden Mutter eingenommen. Frau C. erlebt aber sich selbst als ebenso »schlechte Mutter«. Sie hat unter der schwer lastenden postpartalen Depression die Erfahrung guten Gedeihens nicht ausreichend verinnerlichen können – obwohl es im Einvernehmen des Stillens ja viele »gute« Momente zwischen Cindy und ihr gegeben hat – und kann deswegen auch nicht sicher genug eine Zukunft des guten Gedeihens für Cindy antizipieren. Es fehlt ihr zu

ihrem eigenen Leid an zuversichtlicher Hoffnung, an einer Perspektive für sich und ihr Kind in die Zukunft. Deswegen zeigt sie auch wenig Interesse an Cindys Bedürfnis, mit ihrer Unterstützung »die Welt« für sich zu entdecken.

»Primäre Väterlichkeit«

Es ist für uns heute ein vertrauter Gedanke, dass der junge Vater eine vergleichbare Veränderung seiner Identität und seines Selbstgefühls durchlebt. Auch in ihm werden die Erlebnisspuren mit primärer Mütterlichkeit, frühe Identifikationen mit der versorgenden (oder versagenden) Mutter aktiviert, auch für ihn wird ein lange nicht mehr zugänglicher oder nicht beachteter Erinnerungskontext aktuell. Therese Benedek musste in diesem Zusammenhang noch eigens auf die naturgegebene Bisexualität verweisen, die dem Mann auch »weibliche« Eigenschaften und Erlebnisweisen zugänglich mache (S. 43), so dass auch er, identifiziert mit der eigenen Mutter, mit seinem Kind in einen emotionalen Austausch treten kann.

Auch wenn es uns heute selbstverständlich scheint, in den Vätern auch »mütterliche« Seiten zu vermuten (und vice versa): Die Konzepte dessen, was »Väterlichkeit« ausmacht, variieren. In Margaret Mahlers (Mahler et al., 1978) entwicklungspsychologischem Schema spielt der Vater des Kindes erst in der Lösung der Wiederannäherungskrise eine entscheidende Rolle: Er greift als Dritter ein, um das Kind vor der Anziehungsmacht der symbiotischen Mutterimago zu schützen, die es wieder zu verschlingen droht. Die Zuwendung zu dem »nichtkontaminierten« Objekt ermöglicht dem Kind den Ausweg aus der Ambivalenzkrise, in der gefangen zu bleiben es so sehr (und mit Recht) fürchtet. Mahlers Mitarbeiter Abelin (1985) lenkte die Aufmerksamkeit auf die bereits im ersten Lebensjahr beobachtbare lebendige und eingespielte Interaktion zwischen Baby und Vater, die andere Charakteristika zeigte als die Mutter-Kind-Interaktion. Damit war jedoch die innerpsychische Bedeutung des Vaters im Wiederannäherungskonflikt in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres nicht in Frage gestellt.

Für Daniel Stern ist die Vorstellung einer (sozialen, wie Mahler et al. ausdrücklich vermerken, 1978, S. 64) Symbiose von Mutter und

Kind ein für allemal erledigt, seit die Säuglingsforschung gezeigt hat, dass das Baby verschiedene Beziehungspersonen erkennen und unterscheiden kann. Auch viele andere Forscher bevorzugen die Hypothese einer von Beginn an triadisch gestalteten Beziehungswelt des kleinen Kindes, andere vermuten, dass es zugleich zur Mutter und zum Vater jeweils dyadische Beziehungen erlebt (einen Überblick über Vater-Konzepte bietet Heberle, 2006).

Aufschlussreich ist eine prospektive Studie, in der Kai von Klitzing und andere (1998, 2002) untersuchten, ob sich die Fähigkeit eines Elternpaares zu triadisch strukturierten Objektvorstellungen auf die Ausbildung der Objektrepräsentanzen im Kind auswirke. Um hier Zusammenhänge aufzuzeigen, wurden »werdende« Elternpaare während der Schwangerschaft ausführlich interviewt, insbesondere nach ihren Gedanken und Phantasien über das werdende gemeinsame Kind befragt. Dabei zeigte sich vielfach deutlich, ob das Paar Gedanken, Antizipationen und Wertvorstellungen über das Kind miteinander teilte, ob also ein Leben zu dritt in der Vorstellungswelt von Mann und Frau schon Gestalt annahm, ob ein Austausch darüber möglich war oder ob im Gegenteil schon in der Schwangerschaft Ausschlusstendenzen deutlich wurden und die Partner in dyadischen Beziehungen unter Ausschluss des Dritten dachten – so dass etwa einer der Partner das Kind für sich haben wollte und in der Phantasie vorweg nahm, wie der jeweils andere vom Kind abgelehnt werden würde. Nach der Geburt des Kindes wurden weitere Interviews geführt, ferner wurden in zwei verschiedenen Testsituationen zu unterschiedlichen Zeitpunkten die Interaktionen zwischen Eltern und Kind beobachtet, dokumentiert und ausgewertet. Als der wichtigste Teil der Folgeuntersuchungen sollte sich das Geschichten-Erzählen im Alter von vier Jahren erweisen. Die Kinder wurden aufgefordert, eine standardisierte Auswahl von unvollendeten Geschichten, die ihnen erzählt und mit Fingerpuppen vorgespielt wurden, zu Ende zu erzählen und zu spielen. Diese Geschichten kreisten um alterstypische Konfliktstoffe wie Trennung, Rivalität, Neid, Gier, Streit der Eltern, Ausgeschlossenheit etc. Es zeigte sich, dass die Kinder triadisch kompetenter Eltern in der Interaktion zu dritt gewandter waren – was kaum erstaunlich ist – und dass sie auch im Erzählen und Erfinden von Lösungsmöglichkeiten kreativer waren, fähiger zu Kompromiss und Versöhnung als diejenigen Kinder, deren Eltern sich als wenig

triadisch strukturiert gezeigt hatten. Der deutlichste Zusammenhang, den die Studie aufzeigte, war der zwischen der im Interview erkennbaren Vorstellungswelt der werdenden Eltern und der ausgestalteten und differenzierten Vorstellungswelt in diesen Kindererzählungen.

Außerdem gab es einen weiteren klaren Zusammenhang: Kinder, die eine bewegliche Vorstellungswelt mit triangulierten Beziehungsphantasien erkennen ließen, zeigten – einem Fragebogen zufolge, den die Mütter ausfüllten – deutlich weniger Tendenzen zu ausagierendem Sozialverhalten.

Eigentlich sollten diese Erkenntnisse niemanden wundern: Ein Kind, das sich in andere einfühlen kann, das im Probehandeln der Phantasie Kompromisse und Lösungswege suchen kann, das mit anderen Worten einen psychischen Binnenraum zur Verfügung hat, braucht nicht gleich um sich zu schlagen, wenn es in Bedrängnis gerät. Rücksichtnahme, Kompromissbereitschaft, soziale Phantasie aber setzen triangulierte Beziehungen voraus – offenbar, und das ist das Interessante, schon in den »werdenden« Eltern. Ungünstige Einstellungen der Eltern in der Schwangerschaft – die Neigung etwa, sich gegenseitig herabzusetzen und auszuschließen aus der Beziehung zum Kind – korrelierten mit vermehrt auftretenden funktionellen Symptomen und Störungen (von Klitzing, 1998, S. 112 f.).

Öffentliche Programme der »frühkindlichen Förderung«, die solche Art von diffizilen Zusammenhängen schlicht außer Acht lassen oder zum überholten Gedankengut der konservativen Familienideologie rechnen, greifen entschieden zu kurz.

Das in Lausanne entwickelte »Spiel zu dritt« (Fivaz-Depeursinge, 1998) ist eine standardisierte Versuchsanordnung, die erlaubt, Interaktionen zwischen Mutter, Vater und Kind in genauesten Details zu dokumentieren und auszuwerten. Die Filmsequenzen, die diese Szenen gemeinsamen Spiels und wechselnden Rückzugs aus der Interaktion festhalten, zeigen, wie differenziert die dreimonatigen Babys im Austausch mit beiden Eltern an den äußerst subtilen Prozessen der sozialen Vergewisserung, der Affektabstimmung und moralischen Bewertung beteiligt sind, wie viel Fingerspitzengefühl aber auch Mutter und Vater brauchen, um jeweils weder den Partner noch das Baby aus dem Auge zu verlieren.

Der Beitrag des Vaters zur frühen Entwicklung seiner Kinder unterscheidet sich gleichwohl deutlich von dem eher auf Homöostase

ausgerichteten mütterlichen Handeln: Seine Art, mit dem kleinen Kind zu spielen, ist erregender, heftiger, ungestümer, auch von plötzlichen Abbrüchen und rasch gesteigertem Neubeginn gekennzeichnet. Man denke an des Juchzen des Kleinkindes, das vom Papa in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird. Zwar zeigt die Erfahrung, dass Väter eher in »mütterlicher«, ruhig versorgender Haltung handeln können bzw. Mütter das körperlich-lustvolle Bewegungsspiel in ihren Umgangsstil mit einbeziehen, wenn sie bei Abwesenheit des Gegenparts die einzige reale Bezugsperson sein müssen. Aber anscheinend setzt sich eine Art von Arbeitsteilung in der Art der emotionalen Zuwendung durch, wenn das Elternpaar sich die Sorge teilt (Herzog, 1998).

Dammasch und Metzger (1999) weisen zu Recht auf die Bedeutung eben dieser Differenz hin. Sie lassen in ihrem ausgewogenen Konzept früher Elternschaft der dyadischen Beziehung zur Mutter (die es, will man etwa Stern oder von Klitzing folgen, eigentlich gar nicht gibt, die demnach höchstens als Phantasiebildung oder als Illusion in der psychischen Realität des Kindes eine Rolle spielen mag) ihr Recht: Es entspreche nun einmal den unumstößlichen biologischen Tatsachen, dass eine spezielle körperlich-gemeinsame Geschichte Mutter und Kind verbinde und dass die Urheberschaft des Vaters eine anders geartete sei. Insofern sei es auch das nächstliegende, wenn das Kind Sicherheit und Trost bei der Mutter suche. Die Beziehung zum Vater – von Beginn an ebenfalls nachweisbar und vermutlich *auch* in exklusiver, dyadischer Weise erlebt – habe anderen Charakter. Zugleich aber gebe es – ebenso sicher nachgewiesen – *auch* die triadische Beziehung zu Mutter und Vater von Beginn an: ein asymmetrisches Dreieck, weil Mutter und Vater in ungleicher Qualität erlebt würden, ein Dreieck aber eben doch, sofern Mutter und Vater sich in ihrer Andersartigkeit anerkennen und gegenseitig innerlich repräsentieren. Fehlt der dreidimensionale Beziehungsraum, weil der innerlich repräsentierte und anerkannte Dritte fehlt, so bleiben Mutter und Kind flächig miteinander verbunden, der Raum für Phantasie- und Symbolbildung ist eingeschränkt.

Die Fähigkeit zu symbolischer Repräsentation, zum Phantasieren, Spielen, zum Probehandeln in der Phantasie, die Fähigkeit auch, sich vorzustellen, was im Innern des Anderen vor sich geht, wird sich dann voll entfalten können, wenn das Kind die Erkenntnis verinnerlicht:

Mutter und Vater sind sich nicht gleich, zwischen ihnen ist eine Differenz und eine Spannung, die neugierig macht und nicht ganz zu ergründen ist. Das Konzept der Mentalisierung, wie es Peter Fonagy et al. (2004) in Fortführung von Bions Theorie des *containing* entwerfen, bedarf wohl dieser Erweiterung: Nicht nur die Empathie und Feinfühligkeit der Mutter ist entscheidend für die Entwicklung der symbolisierenden und affektregulierenden Fähigkeiten ihres Kindes. Die homologe Affektabstimmung innerhalb der Dyade führt »zu Gleichheitserfahrungen [...] es entsteht eine harmonische Übereinstimmung, die Regressionen begünstigt. In der Triade dagegen wird Differenz und Heterologie eingeführt; sie führt zur Auseinandersetzung mit dem Fremden und zu progressiven Bewegungen« (Dammasch u. Metzger, 1999, S. 290, vgl. auch von Klitzing, 2002, S. 882 ff.).

Es besteht kein zwingender Grund, die Konzepte »emotionale Symbiose« (oder »Dyade«) gegen »triadisches Erleben von Anfang an« alternativ zu verfechten, worauf auch Dammasch und Metzger hinweisen: Im Laufe eines einzigen Tages durchlebt ein Baby die unterschiedlichsten Zustände des Wachseins und des Bezogenseins, in denen auch die unterschiedlichsten Erlebnis- und Wahrnehmungsweisen sich abwechseln mögen – Gefühle von symbiotischem Verschmolzensein ebenso wie hellwache differenzierende Wahrnehmung (vgl. Pine, 1990, besonders S. 59).

Zur Bedeutung der Differenz: Ein Fallbeispiel

Das Erstgespräch mit Marthas Eltern ist lebhaft und interessant. Die vierjährige Martha leidet, wie sie erzählen, an einer psychosomatischen Krankheit, die von beiden Eltern viel Aufmerksamkeit und Pflege verlangt, besonders in der Nacht braucht Martha oftmals Unterstützung und Trost. Es gibt kein gemeinsames Bett mehr für das Elternpaar, sondern Mutter oder Vater haben abwechselnd »Dienst« am Kinderbett und schlafen dann in Marthas Zimmer.

Dieses Arrangement stört die Eltern nicht, weil das Bild einer Kleinfamilie »Vater, Mutter, Kind« ohnehin nicht ihrem Lebensentwurf entspricht. Sie haben seit der Studentenzeit miteinander in einer stabilen größeren Wohngemeinschaft gelebt und sich auch ihre Zu-

kunft ähnlich vorgestellt. Weil sie beide der Meinung sind, zu einem erfüllten Leben gehörten auch Kinder, ist ihnen die Schwangerschaft willkommen, als sie denn eintritt. Nach Marthas Geburt aber zeigt sich, dass das Zusammenleben mit den übrigen Erwachsenen der Wohngemeinschaft nicht tragfähig ist. Es kommt zu Konflikten, man »schaltet auf Frost«, wie die Mutter sagt. Von einer eisigen Atmosphäre umgeben, versuchen indessen die jungen Eltern, ihrer kleinen Tochter alles das zu geben, was sie braucht, und gleichzeitig einander »gerecht« zu behandeln: Keiner der beiden, so erzählten sie, solle »zu wenig« von dem Kind haben, ihr Anteil solle »gleich groß« sein. Sie meinen damit all das Lustvolle und Positive, das die Versorgung eines Babys mit sich bringt, aber unausgesprochen ist damit sicher auch gemeint, dass die Last und der gelegentlich unvermeidliche Überdruß gleichmäßig verteilt sein sollen.

Nachdem sie etwa ein Jahr lang in ihrer Wohngemeinschaft ausgeharrt haben, setzt sich bei beiden die Überzeugung durch, dass diese Lebensform, von der sie sich eine so gute Zukunft versprochen haben, für ihr Kind nicht zuträglich ist. Sie ziehen in eine gemeinsame Wohnung, beide setzen ihre Berufskarriere so fort, dass viel Zeit für das Kind bleibt, und sorgen im Übrigen für eine gute und zuverlässige Betreuung in einer Krabbelstube. Weiterhin planen sie sorgfältig so, dass beide Teile »gleich viel« für das Kind tun und, vice versa, von ihm haben. Aber Martha – vielseitig und hoch begabt – entwickelt eine hartnäckige psychosomatische Störung, die sie in ihrem Wohlbefinden stark beeinträchtigt und die die Eltern beunruhigt.

Als es zu einer Kindertherapie kommt, nutzen die Eltern die begleitenden Gespräche, um über ihre Paarbeziehung nachzudenken. Beide entdecken, dass sie keine rechte innere Vorstellung von einem »Elternpaar« mitbringen. Die Mutter war als Einzelkind bei ihrer Mutter aufgewachsen und hat von dieser die Überzeugung übernommen, der getrennt von seiner Familie lebende Vater werde nicht gebraucht, man könne gut ohne ihn auskommen und selbst eine finanzielle Beteiligung des Vaters sei unnötig und eher auf unerwünschte Weise verpflichtend. Ihre Mutter – Marthas Großmutter also – hatte ihrerseits ihren Vater kaum gekannt, dieser war im Krieg verschollen, und man vermied in der Familie den Gedanken an ihn. Marthas Mutter meinte, sie sei in einer Dynastie von selbständigen Frauen aufgewachsen, die Männer eher am Rande duldeten – viel-

leicht immer noch von der Überzeugung geprägt, auf Paarbeziehungen solle man sich besser nicht verlassen, um nicht einen allzu schmerzhaften Verlust erleben zu müssen.

Mit einem gewissen Erstaunen stellt Marthas Vater fest, dass auch seine Lebensgeschichte noch von dem kriegsbedingten Schicksal seiner Großeltern mütterlicherseits geprägt ist. Er erinnert sich an eine Großmutter, die dem Großvater mit Ablehnung und Verachtung begegnete, was dieser aber eher mit Gleichgültigkeit und Resignation hingenommen habe. Von seiner Mutter hatte er gehört, dass dieser Großvater spät aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt sei und von seiner Frau und den heranwachsenden Kindern, nach dem anfänglichen Jubel über die unverhoffte Rückkehr, als lästiger Störenfried empfunden wurde, der sich in die Familie nicht mehr hineinfinden konnte. Seine eigene Mutter, so Marthas Vater, habe sich von seinem Vater getrennt, als er selbst zwölf Jahre alt war, er habe dies nach jahrelangem Spannungszustand im Elternhaus eher als entlastend empfunden, zu seinem Vater habe er eine gute Beziehung, »aber über die Entfernung«, die Mutter erlebe er manchmal als intrusiv und »nervend«, dann wieder über lange Zeiten als distanziert und emotional wenig erreichbar – so sei es schon immer gewesen.

»Ich habe kein Bild von meinen Eltern als einem Paar in mir«, sagt er, »ich kenne sie nur als getrennte Personen, die sich aus dem Weg gingen – obwohl er sicher ein guter Vater war und sie eine gute Mutter.« »Das ist eigenartig«, ergänzt seine Frau, »wir sind schon ein paar Jahre lang Eltern, aber wir müssen erst noch lernen, ein Elternpaar zu sein.« Besonders sie beginnt, die auf Gleichheit und Gerechtigkeit bedachte Einteilung der Elternpflichten als zwanghaft und belastend zu empfinden. »Bei uns ist alles so aufgeteilt!«, sagt sie unglücklich, und sie wünscht sich mehr Spontaneität sowohl in der Beziehung zu ihrem Mann als auch in der »Dreisamkeit« mit Martha. Nachdem sie in den Jahren der Wohngemeinschaft sich zwar geliebt, aber keine Paarbeziehung untereinander gepflegt hätten, so meinen die Eltern, hätten sie nach dem Auszug Martha »zwischen sich gezogen«, um sich sicherer miteinander zu fühlen.

Martha macht es den Eltern leicht, die »Gleichheit« hinter sich zu lassen und die Differenz in ihrer belebenden Potenz zu entdecken. Martha tritt in ein glühendes ödipales Liebesverhältnis zu ihrem Papa ein und umwirbt ihn mit allem kindlichen Charme, zugleich iden-

Die Kindheit gilt als eine weitgehend geschützte Zeit zur Vorbereitung auf ein sozial integriertes Leben. Doch dieser Schonraum ist heutzutage bedroht. Die gesellschaftlichen Anpassungsleistungen überfordern Kinder und Jugendliche. Oft reagieren sie darauf mit gesteigerter Gewaltbereitschaft oder selbstdestruktivem Drogenkonsum. Experten bemühen sich, die Risikofaktoren der modernen Lebensbedingungen zu verringern – kurativ, besser noch aber präventiv.

Die Herausgeber

Prof. Dr. Dr. Rolf Haubl, Dipl.-Psych., Germanist, lehrt Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie an der Universität Frankfurt/Main und ist Direktor des dortigen Sigmund-Freud-Instituts.

Dr. phil. Frank Dammasch, Dipl.-Soz., Pädagoge, ist analytischer Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut in eigener Praxis und Professor für psychosoziale Störungen in Kindheit und Jugend an der Fachhochschule Frankfurt/Main.

Dr. phil. Heinz Krebs, Dipl.-Päd., Supervisor, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, ist Mitarbeiter einer Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche und in eigener Praxis tätig in Frankfurt/Main.

ISBN 978-3-525-45414-5



9 783525 454145

www.v-r.de